



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Hoffmann's sämtliche Werke**

**Hoffmann, E. T. A.**

**Paris, 1841**

Carl Maria von Weber über Hoffmann.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

Eigentliche Liebhabereien hatte Hoffmann nicht. Der Besiz eines hübschen Ameublements im weitesten Sinne des Wortes möchte allein dafür gelten können. Für die auf dem Krankenbette intendirte Einrichtung seines neuen Quartiers hatte er allerlei Pläne gemacht. Unter andern wollte er eine Stube mit Hausgeräth in altdeutschem Geschmac meubliren, und selbst die Zeichnungen dazu entwerfen. Auch Bücher waren ihm nicht unlieb; doch hat er es bei seiner großen Unordnung in solchen Dingen nie auch nur zu der allerkleinsten Bibliothek gebracht. Nicht einmal seine eigenen Schriften besaß er vollständig. Er hatte sie verliehen, ohne zu wissen an wen, u. s. w.

Eben so leicht gieng er mit dem Gelde um, das er zuletzt in großen Massen einnahm. Er gab es erst seiner Frau, und nahm es ihr dann wieder ab, um es zu lassen er wußte nicht wo. Mit dieser Frau übrigens lebte er in dem besten ehelichen Verhältnisse<sup>1</sup>. Sie war die Nachgiebigkeit selbst, und er hat nie ein Geheimniß vor ihr gehabt. Seine Tagebücher, die das Bekenntniß aller seiner Schwächen enthalten, ruhten immer in ihren Händen, und aus ihnen hat sie der Verfasser zur Benutzung empfangen.

Keine Spur von der erwähnten Unordnung in Geld- und ähnlichen Sachen war aber in Hoffmanns Amtsarbeiten zu finden; nie fehlte ihm eine Vortragsnummer oder dergl. Ueberhaupt wußte er den Mann im Staatsdienste von dem im Privatleben auf eine Weise zu scheiden, die seinem praktischen Sinne zur höchsten Ehre gereichte.

In seinem schriftstellerischen Verkehr war schon weniger Ordnungsliebe. Wollte er einem Freunde aus einem Manuscripte, oder etwa einen erhaltenen Brief vorlesen, so konnte er was er suchte gewiß nicht finden, wenn nicht die Frau helfend ins Mittel trat. Er band sich an keine bestimmte Arbeitsstunden u. s. w. Doch hatte er zuletzt, als er fast nichts als Erzählungen für Taschenbücher schrieb, eine gewisse Reihenfolge in der Ablieferung, nach dem Alter der Bestellungen der Verleger, eingeführt, an welcher er gewissenhaft hielt. Da er selbst in den letzten Tagen seiner Krankheit an nichts weniger als an seinen Tod dachte, so ergögte es ihn, davon zu sprechen, auf wie viel Jahre hinaus diese Bestellungen schon reichten.

Die Stoffe zu seinen Geschichten nahm er übrigens entweder rein aus der Phantasie, aus dem wirklichen Leben, das ihm bei seinem unaufhörlichen Verkehr an

menschenfüllen Orten immer neue Charaktere darbot, oder aus Chroniken u. s. w., die er in dieser Beziehung durchsah; und die Staffage wählte er aus, nachdem er sich durch die Einsicht von Werken, die ihm sachverständige Freunde zu diesem Zwecke vorschlugen mußten, von dem darzustellenden Gegenstande eine oberflächliche Kenntniß verschafft. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Leichtigkeit er sich Anschauungen aus der Gewerbswelt, und Kunstausdrücke ihm ganz fremder Wissenschaften, wenn er sie gebrauchte, dergestalt anzueignen wußte, daß der Leser glauben muß, er sey dabei groß geworden; wobei ihm freilich zu statten kam, daß es im Leben nicht leicht etwas gab, worin er sich nicht versucht hätte.

Gegen die öffentliche Kritik seiner Schriften war er gleichgültig. Wie überhaupt nichts neues, so las er auch keine Zeitschriften<sup>2</sup>, und wenn man ihm von der Recension eines seiner Werke sagte, sie mochte lobend oder tadelnd seyn, so bezeigte er nicht die geringste Lust, sie zu sehen. Dagegen freute er sich sehr, wenn Fremden, auf deren Einsicht er etwas gab, seine Sachen gesehen. Von diesen nahm er auch mißbilligende Meinungen an, wenn er nur wußte, daß sie ihn überhaupt verstanden. Hitzig, der als sein ältester Bekannter in Berlin, in dieser Beziehung am offensten mit ihm war, hat er nie ein Urtheil übel genommen<sup>3</sup>. Freilich wollte er sich nicht fügen, wenn sein Interesse für das eben erschienene neue Werk noch in voller Frische war; aber er kam dann wohl ein halbes Jahr nachher und sagte: „Sie haben recht, und ich werde es jetzt besser machen.“ So bekannte er in der letzten Woche seines Lebens, er sehe ein, wie sehr er seinem Autorruf durch einige seiner damals erschienenen Erzählungen (in dem Bertinischen Taschenkalender, in dem Steditsch'schen Taschenbuch zum geselligen Vergnügen u. s. w.) geschadet haben mußte, und wolle in dem dritten Theile des Murr u. s. w. dem Publikum Satisfaction zu geben suchen. Es war zu spät, wie überall mit seinen guten Vorsätzen.

„Hoffmann war ein Kind seiner Zeit, in wiefern diese lieb, nach den verschiedensten Seiten hin ein Keuferstis angustreben. Diese leitete ihn, dieser gab er sich hin; diese hat dafür ihn gehoben, getragen und aufgerieben.“ — Mit diesem eben so wahren als schon ausgesprochenen Gedanken endigt Rochlig seinen trefflichen Aufsatz über ihn, und auch der Verfasser weiß zum Schlusse nichts zu sagen, was durchgreifender wäre.

<sup>1</sup> Wie er sie selbst öfters erzählt, siehe Erinnerungen.

3. 5.

<sup>2</sup> Vergl. Erinnerungen.

<sup>3</sup> Eben so wenig mit.

3. 7.

3. 8.

## Carl Maria von Weber über Hoffmann.

— In dem Text der Oper Undine hätte wohl mancher innere Zusammenhang bestimmter und klarer verdeutlicht werden können.

Desto deutlicher und klarer in bestimmten Farben und Umrissen hat der Componist die Oper ins Leben treten lassen. Sie ist wirklich ein Guß, und Referent erinnert sich bei oftmaligem Anhören keiner einzigen Stelle,

die ihn nur einen Augenblick dem magischen Silberkreise, den der Tondichter in seiner Seele hervorrief, entrückt hätte. Ja er erregt so gewaltig, von Anfang bis zu Ende, das Interesse für die musikalische Entwicklung, daß man, nach dem ersten Anhören, wirklich das Ganze erfasst hat, und das Einzelne in wahrer Kunstanschauung und Beschcheidenheit verschwindet.

Mit einer seltenen Entfugung, deren Größe nur derjenige ganz zu würdigen versteht, der weiß, was es heißt, die Glorie des momentanen Beifalls zu opfern, hat Hr. Hoffmann es verschmähet, einzelne Konzerte auf Unkosten der übrigen zu bereichern, welches so leicht ist, wenn man die Aufmerksamkeit auf sie lenkt durch breitere Ausführung und Ausspannen, als es ihnen eigentlich als Gliedern des Kunstkörpers zukommt. Unaufhaltsam schreitet er fort, von dem sichtbaren Streben geleitet, nur immer wahr zu seyn und das dramatische Leben zu erhöhen, statt es in seinem raschen Gange aufzuhalten, oder zu fesseln. So verschieden und treffend bezeichnet die mannigfaltigen Charaktere der handelnden Personen erscheinen, so umgibt sie, und ergötzt sich vielmehr doch aus allem jenes gespensterhafte, fabelnde Leben, dessen süße Schauererregungen das Eigenthümliche des Märchenhaften sind. — Am mächtigsten springt Kühleborn hervor (Ref. setzt die Bekanntschaft mit dem Märchen voraus) durch Melodienwahl und Instrumentation, die, ihm stets treu bleibend, seine unheimliche Nähe verkündet. Da er, wo nicht als das Schicksal selbst, doch als dessen nächster Willensvollstrecker, erscheint, so ist dies auch sehr richtig. Nächst ihm, das liebliche Willenkind Undine, deren Sonnenwellen bald lieblich gaukeln und träufeln, bald auch mächtig gebietend ihre Herrscherkraft künden. Höchst gelungen und ihren ganzen Charakter umfassend, dünkt Ref. die Arie im zweiten Akt, die so ungemein lieblich und geistvoll behandelt ist u. s. w. — Der feurig wogende, schwankende, jedem Liebeszuge sich hinneigende Huldbrand, und der fromme, einfache Geistliche, mit seiner ernsten Choral-

melodie sind dann am bedeutendsten. Mehr in den Hintergrund treten Bertalda, Fischer und Fischerin, Herzog und Herzogin. Die Chöre des Gefolges athmen heiteres, reges Leben, das sich in einigen Stücken zu ungemein wohlthuender Frische und Lust erhebt und entfaltet, im Gegensatz zu den schauerlichen Chören der Erb- und Wassergeister in gedrängten seltsamen Fortschreitungen.

Am gelungensten und wirklich groß gedacht erscheint Ref. der Schluß der Oper, wo der Componist noch als Krone und Schlußstein alle Harmoniefälle rein achtstimmig im Doppelschore ausbreitet, und die Worte „gute Nacht aller Erdenjerg“ und „Pracht“, mit gewisser Größe und süßer Wehmuth erfüllten Melodie ausgesprochen hat, wodurch der eigentlich tragische Schluß doch eine so herrliche Beruhigung zurückläßt. Ouvertüre und Schlußchor geben sich hier, das Werk umschließend, die Hände. Erstere erregt und eröffnet die Wunderwelt, ruhig beginnend, im wachsenden Drängen, dann feurig einherstürmend, und hierauf gleich unmittelbar, ohne gänzlich abzuschließen, in die Handlung eingreifend; letztere beruhigt und befriedigt vollkommen. Das ganze Werk ist eines der geistvollsten, das uns die neuere Zeit geschenkt hat. Es ist das schöne Resultat der vollkommensten Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes, vollbracht durch tief überlegten Ideenrang und Berechnung der Wirkungen aller Kunstmaterialien, zum Werke der schönen Kunst gestempelt durch schöne und innig gedachte Melodien u. s. w.

Geschrieben Berlin im Januar 1817.

Carl Maria von Weber.

## Erinnerungen an E. T. Hoffmann,

aufgezeichnet

durch L. M. Fouqué.

Man geht oftmal eine bedeutende Wegestrecke unserer irdischen Wallfahrt nebeneinander her, ohne einander so bekannt zu werden, als es innere harmonische Anklänge wechselseitig zu begehren, zu verheißern, zu erfordern, ja, zu gebieten scheinen.

So gieng es mit E. T. Hoffmann und mir.

Zwar im Raume waren wir einander bis in die Dreißiger unserer Lebensjahre fern, Hoffmann um einige Jahre jünger, als ich; aber doch gab es gemeinschaftliche Freunde, durch die wir vermittelnd einander hätten geistig näher gebracht werden können. Es geschah nicht; keinesweges durch irgend eine Absichtlichkeit, sondern weil sich's eben nicht anders fügen wollte, wie es denn oftmal geht in dieser Welt.

Manches wohl, namentlich durch Hügig, hatte ich von Hoffmann aus jenem genialen Warschauer Kreise herüber vernommen, den humoristischen Witz und die vielfache Begabung des damals noch jugendlichen Mannes in ein pikantes Licht stellend. Allein es blieb damit mehr auf der abweichenden Seite gegen alles Unpoetische, Unmaßende, Philisterhafte und dergl., als daß ich die positive Produktivität des bizarren Wunderlings hinlänglich für Poesie oder Musik oder Zeichnung und Färbung hätte zu ahnen vermocht.

Vorzüglich anziehend war mir unter jenen Aneboten eine Reekerei gegen Zacharias Werner, dessen Dichtergabe ich allerdings zu würdigen wußte, zugleich aber mich oft abgestoßen fühlte durch die leider seither so mannigfach Raum gewinnende Verstandesabsichtlichkeit, das Einhauchen der Muse hemmend, und in fast allen Kompositionen jenes Schriftstellers merkbar.

Finde hier das kurze Geschichtchen Raum, sollte es auch sonst schon vorgetragen seyn. Es gehört an diese Stelle just, weil einen Hauptziehungsmoment Hoffmanns für mich bezeichnend, noch ehe ich ihn persönlich, oder auch nur durch eine geschriebene oder gedruckte Zeile kannte.

Werner hatte den damals meist jugendlichen Dichterkreis in Warschau versammelt zur Vorlesung seiner allerdings reich ausgestatteten dramatischen Dichtung: „Das Kreuz an der Ostsee.“

Aber im voraus hatte er nach seiner Weise durch eine endlos mündliche Einleitung voller Deutungen und Andeutungen und Bedeutungen dessen, was da kommen sollte, die Hörer ermüdet, mehr denn alle wohl den sprühenden Elfen Hoffmann.

Als es nun endlich zur Vorlesung selbst kam, und am Ostseestrande die preussischen Heidenpriester, Waide-